

Stillestergelächter.

Von G. Willgeroth.

Die Glocken läuten das Neujahr ein...
Bereit zu jubelnden Festen
Sitzt lärmend bei Becher und Kerzen
In dem stillen Kämmerlein.

Die fröhliche Schaar der Gäste.
Was uns das Neujahr bringen mag?
So tönt's durch das Kämmerlein
Und bangt halt die Frage im Herzen
nach:

Wird es das Glück uns bringen?
Die Glocken läuten das Neujahr ein...
Im stillen Kämmerlein droben
Sitzt einsam ein altes Mütterlein,
Den Blick gerichtet nach oben.

Was ihr das Neujahr bringen mag?
Sie lächelt zufrieden, heiter.
Sie hat's ja erfahren so manchen Tag:
Der alte Gott hilft weiter!

Wieder ein Jahr.

Von Gustav John.

In zwanzig Minuten wird ein neues
Jahr beginnen. In dem altbekannten
gemüthlichen Salon liegt eine kleine Ge-
sellschaft in heiterer Stimmung beis-
ammen. Das einfache, aber ausgetre-
tene Wohl ist vorüber. Man erwartet
sich in der denkbar besten, animirtesten
Laune. Es wird der dampfende
Punsch in die Gläser gefüllt. Noch
eine Viertelstunde und die Gläser
werden hell aneinanderklingeln, um
mit begeisterten Jubel das einziehende
junge Jahr zu begrüßen.

Alle sind in erwartungsvoller Stim-
mung. Die bisher laut geführte Un-
terhaltung verstummt. Man denkt an
den kommenden neuen Zeitabschnitt.
Was wird das neue Jahr bringen?
Welche Wünsche wird es erfüllen, wel-
che Hoffnungen begraben?

Obenan am Tische sitzt die Dame
des Hauses. Sie selbst hat für ihre
eigene Person schon längst mit dem
Leben abgeschlossen. Was kann es ihr
noch geben? Ihr Mann hat sich als
vielergehrter Adokat ein hübsches Ver-
mögen erworben. Er ist nicht immer
so aufmerksamer und gut zu ihr, wie in
den ersten Tagen ihrer Ehe. Ihre
Tochter... Nein, das Leben ist für sie
doch nicht so ganz tot. Sie hofft noch
— für ihre Tochter. Neben derselben
sitzt der junge Doctor Klaus. Die bei-
den Leuten lieben sich. Der junge
Arzt ist schüchtern und traut sich nicht
mit seiner Bewerbung hervor, denn er
ist Anfänger und hat erst eine sehr ge-
ringes Praxis. Sie denkt: was thut's!
Kriegst Elsa doch eine hübsche Mitgift
mit, von der sie die erste Zeit und auch
später sehr wohl leben können.

Neben der Hausfrau sitzt ihr Gatte.
Auch ihm zieht Neuliches durch den
Sinn. Er denkt zurück an die goldenen
Tage seiner Jugend. Er sieht sich
im Kreise begeisterter, frohgegrüßter
Committanten. Was war er doch einst
für ein forschender, draufgängeriger Bur-
sche! Und elegisch summt er das alte
Burcheleli: „O alte Burcheleli, wo bist
du, wo bist du, wo bist du?“

„Nimmer, hatte er sich gedacht, wird
er sich in den Fahren herbeigeführter Ver-
hältnisse fügen.“ Er wird seinen eigen-
en Weg gehen, es ganz anders machen,
als die Lebigen. Und nun? Ein
wenig hübsches Mädchen umspiegle seine
bärtigen Lippen. Er hatte ein Mäd-
chen geheiratet, das er nicht sonderlich
liebte, das nicht sonderlich schön,
nicht sonderlich reich war. Er hatte es
geheiratet, weil er ein blutrunder, junger
Jüngling war, der nicht lange auf eine
einträgliche Praxis warten konnte, und
weil er als Mitgift die ganze ausge-
beutete Kasse ihres Vaters bekam...
Und er konnte noch froh sein, daß es so
kam. Im Verlauf seiner zwanzig-
jährigen Ehe hatte er erfahren, daß sie
treu und gut zu ihm stand, daß sie
ihn liebte und mit zarter Fürsorge
umgab. Und dann sein Herzblut, die
reizende Elsa... Ein glückliches
Mädchen, hübsch über seine ersten Jahre.
Er sieht Elsa, wie sie nicht neben dem
jungen Doctor sitzt, der leise, aber ein-
dringlich, zu ihr spricht. Sie hat die
Augen gesenkt, aber er weiß trotzdem,
daß sie tief leuchtet. Die beiden müs-
sen glücklich werden...

Aus der Tafelrunde erhebt sich jetzt
ein blonder, bestrahlter Herr von feinem
Wage. Er ist ein hochgeachteter
Schriftsteller. Er blickt durch seine gol-
dene Brille ruhig und freundlich über
die Anwesenden. Wie er so seine Worte
in unbekannter Fülle schweifen läßt,
weiß man, daß er ein erfahrener Red-
ner sein muß... Laute Bravo-Rufe
empfangen ihn. Er lächelt verbindlich
und klopft mit einem der Punschgläser
an sein Glas. Die stürmenden
Tippen beschwimmen.

„Meine lieben Freunde!“ — beginnt
der Sprecher, mit einem jener Blicke,
die das Herz durch das Auge sendet —
„nicht wahr, ich darf wirklich sagen:
meine lieben Freunde!“ Sie haben
mich erlucht, den ganzen Rest des alten
Jahres mit einer Reihe auszufüllen.
Des alten Jahres? Wie, glauben Sie
wirklich, daß mit dem Schlege Jähres
eine neue Zeit anbricht? Nein! Die
Zeit geht weiter ihren ruhigen, unauf-
haltsamen Gang, nur der Zeiger auf
dem Zifferblatt unseres Lebens hat
wieder einmal seine Runde beendet.
Für den Einzelnen hat das wohl keine
Bedeutung. Aber für die Gesamtheit?
Das wäre ja genau so, als
wollte eine Einmaligkeit jede neue
brechende Minute feiern, als würde der
Mensch jeden Trant aus dem Krug
des Schicksals frisch begeben... Ich
habe nur noch fünf Minuten zu spre-
chen, muß mich daher kurz fassen. Ich
glaube, das Neujahrstreffen wird in unse-
rer Zeit nur noch gefeiert, damit wir
der einmal die Herzen im gegenseitigen
Wohlwollen schlagen, damit sich die
Bande der Zusammengehörigkeit fester
knüpfen. Ich glaube, das Neujahr
wird gefeiert, damit es das Herz des
Unselbstlichen mit neuen Hoffnungen

erfülle, damit der Glückliche nicht über-
mäßig werde und sich frage: Wird mein
Glück auch im folgenden Jahre bestes-
sen?... Wer überdenkt nicht in
Dämmern des tagenden Jahres die
Ergebnisse des alten, versinken? Wer
zieht nicht seine Bilanz? Wohl
uns, wenn wir einen Lebenshieb hin-
übernehmen können in's nächste Jahr!
Das Neujahr, es ist eine Mahnung,
daß wieder einmal eine Seite im Buch
unseres Lebens beschreiben ist. Es
mahnt uns, daß wir die wenigen Sei-
ten dieses Buchleins inhaltsvoll und
mit Bedacht beschreiben sollen. Denn
ist einmal das Buchlein vollgeschrieben,
dann kommt der große Antiquar Tod
und klopft das Buchlein zu und stellt
es unarmherzig in seine Bibliothek,
die die Menschen Friedhof nennen. So
ein Lebensbuchlein beginnt gewöhnlich
mit einem süßen, lyrischen Gedicht.
Wünschen wir, daß es nie mit einer
Elegie schließt? Ich könnte noch Vie-
les sagen...

In diesem Augenblick wird der Red-
ner unterbrochen. Langsam halten
zwei feierliche Schläge durch die
Nacht. Einige Augenblicke ist Alles
still, und man sieht nur ernste Miene.
Im nächsten Moment aber bricht der
Jubel los. Hell klingen die Gläser an-
einander, und Alles trinkt sich frohge-
muth zu. Der vermeintliche Redner von
vornhin aber ruft mit feierlicher
Stimme:

„Hoch das neue Jahr! Hoch, hoch,
hoch! Diesmal lasse ich es gelten, denn
es hat uns bereits etwas Erfreuliches
gebracht!“

Und er wies lächelnd auf ein glück-
liches Paar, auf Elsa und Dr. Klaus,
die der Hausherr eben als Verlobte
präsentirte...

Mein Freund Hilarius.

Epistel-Humorist von E. Scharfstein.

Wenn ich sage „mein Freund“, so ist
damit eigentlich zu viel gesagt, denn
mein Freund Hilarius, Besitzer eines
großen Lederhandlung, war keines
Mein Freund. Und doch hatten
wir Alle gern. Wenn er in seinem
alten laubfarnen Leberrock mit den
langen, schlendelnden Schritten, den
schönen Klapphut tief in die Stirn
gedrückt, von seiner Wohnung in der
Georgenstraße (Berlin) über den
Alexanderplatz hinweg nach seinem
„Geschäft“ in der Klosterstraße selb-
ste, da war er allerdings ungenießbar.
Wer ihm auf diesem Wege anzupre-
chen sich erlaubte, konnte sich eines der-
ben Anführers gewärtigen.

„Bin kein Tagebich, hab' zu thun!
Serus!“ — murmelte er dann aus dem
struppigen Umwalde seines Bartes her-
vor, und beschleunigten Schrittes eilte
er davon, beide Hände auf dem Rücken
und ohne den verblüfften dasstehenden
„Tagebich“ auch nur eines Blickes zu
würfen.

Mein Freund Hilarius war früher
ein hochgeachteter Schriftsteller gewesen.
Was ihn bewegen hat, die Feder mit
dem Lederreißer zu vertauschen, hat
er Niemandem anvertraut. Erst vor
einem Jahre, als er mit mir meiner
gemüthlichen Bude den seit Jahren
üblichen Selbstbesuch machte und
der dampfende Punsch seine Zunge
gelöst hatte, da erfuhr ich das „Ge-
heimnis seines Lebens“.

„Und wenn Du mir“, so
erzählte er im Anschluß an ein so-
eben durchgelesenes Gesprächssthema,
„unter 27 heiligen Eiden versicherst,
daß Du zu Anfang Deiner gottber-
echneten Federzeit mit 30 Thalern
monatlichen Salair nach Euphrasie
gemacht hast, so ist das Dein Ge-
heimnis, und ich aber beschwöre Dich,
daß es mir unter den gleichen Umständen
gelungen wird, beizulegen zu thun, so
wäre das Meinich, und der wird nach
Paragraph 153 des Reichsstrafgeset-
buches mit Zuchthaus bis zu zehn Jah-
ren bestraft. Also ich möchte damals
in einem elenden Dachstuhl; dort
hab' ich geirret, — gelebt und ge-
liebt.“

Und er erzählte weiter: „Als ich
um ersten Male die Scheiden meines
Fensters mit dem Nodurtel abwischte,
da bemerkte ich drüben ein gleiches
Fenster. Das „vis-a-vis“ schien mir
nicht gerade erbaulich, denn es waren
da gewisse Toilettenhüde ausgehängt.
Wohin pöhlte ich ich — eine Hand,
nach was — eine Hand! — Ein Hän-
chen erblickte ich, so klein, so fein,
so zart! Meine Begierde, die Besitzerin
dieses Miniaturpöhlchens von Ange-
sichts zu Angesichts zu sehen, sollte sich
bald erfüllen, denn es dauerte gar
nicht lange, da schaute ein süßes Röps-
chen vom Fenster hinaus, spähten zwei
lichtblaue Augen umher, ob denn die
Spähen nicht bald kämen, ihr Früh-
stuck zu holen.“

Und die Spähen kamen, umflatter-
ten drängend und ständelnd das
kleine Fenster — und mein Herz flatter-
te mit. Es war gar gesehen! Von
nun an lag ich täglich, so kühllich
auf der Nacht, die Arbeit blieb liegen
und der Dales wuchs mit meiner
Liebe. Doch was soll das saen!
Ein Bild meines holden vis-a-vis, ein
Gruß von drüben machte mich reich,
holy und glücklich.
Ich wohnte bereits drei Wochen in
meiner Dachstube, als mich eines schö-
nen Tages mein Zimmernachbar mit
seinem Besuche beehrte. — Verlor ich
sage Dir, solch eine confiszierte Wäp-
pe habe ich in meinem ganzen Leben nicht
wieder gesehen.
Er stellte sich mir vor als Heinrich
Amadeus Ressel, früher Reisender in
Stiefelwäp- und Appretur - Uten-
silien, jetzt dramatischer Dichter. Einige
seiner Werke waren bereits von den
größten Theatern zurüdgekauft worden.
Er bringe mir, als Collegen,
vertrauensvoll das jüngste Kind seiner
Musik, ein nur fünfjähriges Trauerspiel
mit Prolog und Epilog.

Ich schauerte zusammen und lenkte
auf ein anderes Thema, nämlich auf
das liebliche vis-a-vis, dessen Bild so-
eben wie ein Sonnenstrahl herüber
blitzte. Es hielt nicht länger, aus dem
rebelligen Reisenden für Stiefelwäp-
und Appretur - Uten- silien alles Wis-
sen hervor zu bringen. Wie das
aufgelegene Näheret einer Uhr, ge-
schmückt durch die persönliche Begeiste-
rung für den Gegenstand, schilberte er
mir die holde Laura drüben als die
condensirte Essenz aller weiblichen
Vorzüge.

Sie war die Tochter eines armen
Musiklehrers und Componisten, dessen
gesammelte nachgelassene Werke sich
auf zwei unterjochte Töchter, Laura
und Minna, beschrankten.

Heinrich Amadeus Ressel und der
glückliche Vermittler meiner Dach-
stube hatten sich als gegenwärtige Zu-
kunft der beiden Mädchen betrach-
tet. Mein „sanfter Heinrich“ minnte
die Laura, der andere lauerte auf die
Minna, und dieser andere, ein Mecha-
nikus, hatte auch vor zwei Monaten
die Minna als eheliches Gespons
heimgeführt. Ressel meinte, er hätte
ihm die Sache schon nachmachen kön-
nen, wenn er, wie er sich betonte, sich
herbeiliegen wollte, dem Regulus her-
abzuheben und die mehr praktische
und einträglichere Beschäftigung eines
Reisenden für Stiefelwäp- und Ap-
prettur - Uten- silien wieder aufzuneh-
men.

Wiewohl das meinem idealen Ge-
müthe sehr zuwider war, entschloß ich
mich dennoch, der schönen Laura eine
Visite zu machen. Ich rabierte meinen
Partnertrag sorgfältig rein und
schickte mit ein Herz, um selbiges hin-
überzutragen. Mit bebenden Knien
erklomm ich die sechs Stiegen und
stand vor ihrer Thür. Ich klopfte,
und zwar so laut, daß drinnen „Her-
ein“ gerufen wurde.

Vielleicht weilt Du, wie einem zu
Muth ist, wenn man sich plötzlich dem
Gegenstand seiner Neigung gegenüber-
sieht und im kritischen Augenblicke
den Versuchung kommt, daß von der
wohl einflutenden Aneide nicht der
blaße Schimmer einer Ahnung übrig
geblieben ist.

So ging's mir!
Heiliger Drama! Ich sage Dir,
helle Schweigetroppen traten mir auf
die Stirn und gewaltig tastete ich in
meinem Gedächtnisse nach dem verlorenen
Faden jener Aneide. Vergewisselt
irrte mein Blick in dem schmuden
Stübchen umher, um pöhllich auf der
Stoffelstufen zu bleiben. Ein Geis-
tessturm durchstürzte meine Gedäch-
tnisse und verdrängte sich zu den ge-
müthlichsten Worten: „Sie malen wirk-
lich sehr schön, mein Fräulein!“

Heute noch sehe ich, wie es da um
den kleinen hünen Mund zuckte und
wie dann pöhllich ein Lachen erkante,
ein glodeseltes, fröhliches Kinderla-
chen, das mich unüberdrehlich zwang,
mit einzutreten.

Und so lachten wir Beide herzlich,
bis wir schließlich in die Sand ga-
ben und ein vernünftiges Gespräch ein-
leiteten.

Was mir zu Ohren kam, entzückte
mich. Auf meine zarte Frage nämlich,
ob sie oft an „Heinrich“ denke, be-
merkte sie, daß dies gesehe, so oft sie
einen Pinsel in die Hand nehme.

Der Reiz der aller meiner Gedan-
ken war von nun an der Gedanke an
Heinrich.

Neujahr stand vor der Thür, und
es war mir sehr Enschloß, der
Hohen mit meinen Glückwünschen
auch mein Herz zu Füßen zu le-
gen.

„Minch, Freund, einig mittheil-
fende Seele!“ schloß ich Hilarius.
Die Nührung und Erinnerung überwie-
gten ihn. Ich tröstete mit leisem Zu-
spruch.

Und da kam es denn in abgebro-
chenen Sätzen heraus, daß das Unge-
heuer, der sanfte Heinrich, von seinem
Begierde auf Stiefelwäp- umgestaltet
war und so das praktische Herz der
schönen Laura gewonnen hatte.

Als mein Freund Hilarius den wich-
tigen Neujahrbesuch machen wollte,
wurde er von einem „glücklichen Traut-
paar“ empfangen.

Seitdem hat mein Freund Hilarius
nicht eine Zeile mehr geschrieben. Er
ward Lebensaufnahm an groß und
detail und erlebte als solcher die stolze
Freude, fünf Heirathsvermittler die
Treppe hinunterwerfen zu können.

Erwiderungen.
Für mich giebt's kein Vergnügen
mehr!

So spricht der Herr Gemahl.
„Doch mir“, die Gattin drauf ver-
setzt, „Gefällt es überal!“

Wir bleiben doch, erwidert er
„Von jetzt ab flets zu Haus!“
„Doch mir“, die Gattin drauf ver-
setzt, „Dann geh' allein ich aus!“

„Was sagten dann die Leute wohl?“
Meint nun der Herr Gemahl.
Doch seine Gattin drauf ver-
setzt: „Das ist mir ganz egal!“

„Wohlan! Doch gebe ich kein Geid,
Das glaub' mir!“ sagt er dann,
Und seine Gattin drauf ver-
setzt: „Ihr'n Schmut und ihren Mann.“

In der Hitze des Gefech-
tes. Mutter: Neigung ihn, Neigung
her! Du beirathest das Mädchen und
damit basta. Papa hat auch nicht nach
seiner Neigung geheirathet!

Der Neujahrswunsch.

„Nein, Mama, diese Schändlichkeit
übersteigt aber doch alle Begriffe!“ rief
die hübsche, neunzehnjährige Mini
Stein, mit hochrothen Wangen und
gekauften Stimmchen in das Em-
fangszimmer ihrer elterlichen Woh-
nung hüpfend und in ihrer Erregung
völlig außer Acht lassend, daß die
Mutter nicht allein war.

„Aber, Kind“, fiel die Professorin
Stein der kleinen Ungehörigen betrei-
fend in's Wort, „siehst Du denn gar
nichts?“
„Ach, verzeihen Sie, Herr Doktor“,
bat Mini erschrocken und schlug die
buntblauen, thränenfunkelnden Augen
schüchtern zu dem großen, schlän-
gen, jungen Manne auf, der bei ihrem
stürmischen Eintreten aufgesprungen
war und jetzt, verlegen sein buntes
Schmuckbündchen freischend dand,
ohne zu wissen, ob er schnelligst seine
Abschiedsverbeugung machen oder der
Tochter des Hauses erst den üblichen
Neujahrswunsch aussprechen sollte,
„aber sehen Sie nur, kann so etwas ein-
nen nicht außer Rand und Band
bringen.“

Damit hielt sie dem jungen Mann
eine Neujahrskarte hin, über die sich
allerdings ein neunzehnjähriges Mäd-
chengemüth nicht so leicht mit philo-
sophischem Gleichmuth hinwegsetzen
konnte. Eine Gruppe junger Damen
nahm mit stichlichem Wohlgefallen die
Guldringen verzierenden Abnisse in
Uniform und Civil entgegen und
blühte dabei spöttlich triumphirend
nach einer lächerlich aufgepöhlten weib-
lichen Figur im Hintergrunde, die mit
neidischer, verblüffter Miene die Ge-
feierten durch ihre Vorgezogene musterte.

Unter dem sinnigen Gemälde standen
in augenscheinlich verstellter Hand-
schrift die wahrtraubenden Verse:
„Die Du auf jedem Ball Dich auf'n
Mann thust spizen,
Man laßt nur über Dich und läßt
Dich kläglich fügen.“

Und den Du a tout prix als Gattin
wirst beglücken,
Der steht Dir sans merci, verleihe
Maid, den Rücken.“

„Das ist allerdings ein sehr fader
Scherz, mein gnädiges Fräulein“,
meinte der als „Herr Doktor“ Angere-
dete.

„Fader Scherz!“ rief Mini heftig,
den biden, bestirnigenden Kopf, der
ihre bei ihrem Jormausbruch über die
Schulter gestiegen war, wieder aufse-
hend. „Witterst Ernst ist es der Wö-
fender!“ Nicht genug, daß sie mir je-
demal, wenn wir uns sehen — und
leider bringen die Verhältnisse, daß
sie oft mit sich — irgend etwas Ver-
legendes sagt, das mich für den gan-
zen Tag verstimmt, müßens stichelt sie
über meine Kleinheit — muß sie mir
auch gleich den ersten Tag im
neuen Jahr verderben. Mir wurde
auf dem letzten Ball schon angst und
bang, weil ich zufällig mit ein einzi-
ges, armeliches Kolonboukett mehr
hatte als sie, und ich dachte bei mir
selbst: Wie sie jetzt wohl wieder gegen
Dich anspitzt? Doch daß sie es so arg
machen würde —

„Aber, bitte, wer ist denn diese ge-
heimnisvolle, sie?“ Die lebenswüthige
Fensterblende war doch schwerlich ihre
Visitenkarte beigelegt haben. Die Kö-
nen Sie also wissen —

„O, die Handchrift ist, obgleich
versteilt, unerkennbar, und das se-
grüne Briefpapier hat sie erst neulich
mit mir zusammen gekauft. Zu dum-
m von ihr, ein Couvert davon an mich zu
benutzen!“

„Aber den Namen, mein gnädiges
Fräulein. Ich kenne doch so ziemlich
alle jungen Damen, die in Ihrem
Haufe verkehren. Vielleicht bietet sich
mir einmal die Gelegenheit, Ihrer
„Freundin“ zu zeigen, wie ich über ver-
gleichlich hübsche, verstellte Angriffe
denke. Diese Art Damen finde ich
meistens überaus empfindlich gegen män-
nlichen Tadel.“

„Nein“, sprach Mini mit Entschlie-
denheit, und ihre kleine, zierliche Ge-
stalt schied förmlich zu wachsen unter
einem heroischen Entschloß, „ich will
nicht am Neujahrstage Böses mit Bö-
sem vergelten. Es heißt ja, wie man
das Jahr beginnt, so beendet man es
auch. Aber wollte ich nicht sagen —
also wissen soll sie wenigstens, daß sie
erkannt ist. Meine Zante Hermine,
die jetzt bei uns zu Besuch ist, wird
mit berne die Adresse machen, und
dann will ich ihr sofort durch einen
Dienstmann den malitiosen Wunsch
zurückschicken. Ganz gewiß verdrößt
sie sich, sobald sie mich wieder trifft,
und dann kann ich ihr einmal ordentlich
sagen, wie mir's ums Herz ist.“

„Das ist eine famose Idee, die Ihre
Räpchen alle Ehre macht“, rief
Herr Dr. phil. Viktor Bernarbi.

„Mehr aber noch“, fuhr er mit Wärme
fort, „beunndere ich die hochheilige
Standhaftigkeit, mit der Sie den Na-
men Ihrer Freundin mir gegenüber ver-
schwigen.“

„Ich meine, Herr Doktor“, entge-
nete die Professorin lächelnd, „Mini
hatte am besten, den albernen Wunsch
fortzusetzen in seiner Weise zu zeigen,
daß der Weil getroffen hat.“

„Nein, nein, liebe Mama“, beharrte
Mini, diese kleine Genugthuung kann
ich mir nicht verlagern. Glaube mir,
es ist für beide Theile das Beste, wenn
ich mich ihr gegenüber einmal so
recht ausgeprochen habe, verzeihe ich
ihr vielleicht auch dieses, gerade so
wie — wie — schon so manches an-
dere.“

Die kleine Mini ist doch ein aller-
liebste Mädchen, dachte Bernarbi, in
die Hauptstrasse hinterging, um
seine Besuchstournee fortzusetzen.
Wirklich, ich hätte nicht gedacht,
so viel in ihr steckt, und es thut
mir jetzt leid, daß ich sie in der letzten
Zeit so arg vernachlässigt habe.

Allerdings hatte unser Doktor aus
Ursache, reuige Betrachtungen in Be-
zug auf die „kleine Mini“, bei sich an-
zufassen. Längere Zeit war sie ihm
bei jedem gesellschaftlichen Zusammen-
treffen der Gegenstand auffallender
Galanterien gewesen, vielleicht noch et-
was mehr, denn man hatte bereits auf
dem Draufgänger, oder in schlichten
Worten, in der Saale, wo sich „die
Mütter“ zu guten Reden zusammen-
zufinden pflegten, allerlei gemunkelt.
Aber da war dem Verliebten plötzlich
eine neue, glänzendere Erscheinung in
den Weg getreten, die Mini bejei-
denere Reize in den Schatten gestellt
hatte, und dann — ja, wie es so
gehen pflegt. Man hatte ja bis jetzt
noch kein bindendes Wort gesprochen,
höchstens vielleicht dann und wann ein
empfindungsvolles, und was will das
sagen? Ebenso wenig wie ein ge-
meintlicher zärtlicher Blick. Aber ein
Mann in Amt und Würden sollte doch
im Verkehr mit jungen Damen Acht
auf Worte und Tugenden haben, denn eine
Tändelei, die man etwa einem Stu-
denten hingehen läßt, wird bei ihm
ganz anders beurtheilt. Alles dies
ging dem Doktor jetzt durch die Seele,
und so in sich verfunken wandelte er
seines Weges, daß er eine junge, hoch-
gewachsene Dame in aufzufallen, aber
höchst lieblicher geschnittenen Toi-
lette, die schon längere Zeit neben ihm
hergeschritten war, nicht bemerkte, bis
ein silberhelles Richten ihrerseits ihn
aus seinen Betrachtungen aufschreckte.

„Mein gnädiges Fräulein“, rief
er, verwirrt den Hut ziehend, wie ist es
möglich, daß ich für das Glück Ihrer
Nähe kein Auge gehabt habe! Aber,
ich — ich —

„Sie rechnen gewiß gerade aus,
mit wieviel Neujahrswünschen Sie sich
noch abstrapazieren müßten, weil? Die
junge Dame hielt sich tot, wie zum
Scherz gegen die Kälte, ihren weißen
Muff vor's Gesicht, so daß ihre bun-
ten Augen und schwarzen Haarwellen
zur wirkungslossten Geltung kamen.
„Ach bin auch auf Gratulationsbesuche
aus. Mama behauptet, ich nicht gut
zu befinden, und so muß ich an ihrer
Stelle — schauerhaft langweilig —
meinen Anir bei einem Tugend al-
ter Schacheln und Kolleganten
machen.“

„O wie schade! Und ich bin gerade
auf dem Wege nach Ihrem Hause.“
„Sagen Sie, war“, bestimmte
Fräulein Edda Bernarbi — als solche
stellte wir sie dem Leser vor — mit
einem toleanten Ausdruck, „denn Sie
werden doch nicht so ungalant sein,
Ihren Besuch jetzt zu machen, wo Sie
wissen, daß ich abwesend bin? Ich ne-
gignens ignore unter Zusammenstren-
fen durchaus und erwarre tief, daß Sie
mir zum afternoon-out Ihre Glück-
wünsche in aller Form darbringen.“

Hierauf nützte sie dem jungen Mann
einen großzügigen Abschiedsgruß zu und
gab schnellfüßig in eine Nebenstraße
ein, feelenvergnügt in dem Wohlsein:
der appelt unrettbar in seinem Ne-
ge und entgeht dir nicht.

Ihre Zuersthaft war keineswegs un-
begründet. „Ein reiches Geschloß“,
monologirte der flatterhafte Anaba-
lehrer, und seine reuigen Minnabun-
gen waren plötzlich wie weggefallen.
Vielleicht ein bißel toleant, auch dürfte
sie etwas weniger — etwas weniger —
nun, led, in ihrem Verkehr mit Män-
nern sein. Aber das giebt sich sobald
sie die Frau eines Badaagons ist, der
schon mehr als ein gutes Erziehungs-
restitut aufzuweisen hat. Uebrigens
muß ich ihr doch heute Nachmittag das
Mißgeschick anvertrauen, daß die arme
kleine Mini betroffen hat. Vielleicht
kann sie das Kind etwas aufheitern;
sie ist ja ihre beste Freundin.

Sonderbarerweise war Herr Doktor
Bernarbi immer der Thallage gegen-
über turschig geblieben, daß gerade
die „beste Freundin“ von dem Augen-
blick an, daß er sie kennen gelernt, sich
bestrebt hatte, ihm die kleinen Schwä-
chen Minis, die ihm bis dahin entgan-
gen waren, mit reizender Schallhaftig-
keit vor Augen zu führen. Doch Edda
besaß eine Schönheit, die noch mehr
neben den von ihr gepriesenen Reizen
der kleinen blonden Mini zur Geltung
kam, war das ihre Schuld? — Auch
heute kam ihm nicht der Schatten eines
Gewankens, daß doch eigentlich
Edda es gewesen, die ihn von seiner er-
stlichen Liebe abgelenkt. Im Gegentheil,
mehr noch als je ersehnte sie ihn in
seiner Neujahrseinstimmung als das
Ideal hoher Weiblichkeit, und indem
er mechanisch in den Familien, bei den
er seinen Besuch zu machen hatte,
die üblichen Neujahrssprüche hinun-
terleerte, kam immer mehr der Ent-
schloß bei ihm zur Erde: heute will
ich dem Schwanen ein Ende machen
und das neue Jahr soll mich, soviel
an mich liegt, als glücklichen Brautigam
sehen.

Erschöpft von den vielen pflicht-
schuligen Visiten, aber sehr in dem
Gedanken an die Dinge, die da kom-
men sollten, zog Viktor Bernarbi am
Nachmittag die Klingel zur Woh-
nung des Justizraths Bernarbi.

Edda empfing ihn in sorgsam ge-
wählter Hauskleide allein im Salon,
in reizend weiblicher Geselligkeit am
Theelisch. Sie erschien fast noch jü-
nger als gewöhnlich, denn ihr matter
Gesichtsausdruck wurde heute durch ein
warmes Roth gehoben, und ihre gro-
ßen Augen strahlten ein Feuer aus,
daß die arme Witte, die sich ja die
flügel bereits bedenklich verengt hatte,
nun ständlings in die Gluth hinein-
taumelte.

„Ach, Herr Doktor“, rief Edda beim
Anblick des Strahlens aus ihrem
Fleider, gestülpten Beilagen und Mar-
schallnietosen, das der Feiersmann
ihm, seinem Programm getreu, mit
stummer Verbeugung überreichte, wie
wohl that einem ein solcher Neujahr-
gruß, wenn man gerade von derjenigen,
zu der man solch festes Vertrauen ge-
habt hat, in der verschiedensten Weise um

die ganze frohe Neujahrseinstimmung ge-
bracht worden ist.“
„Ach Sie, Fräulein Edda“, rief
Bernarbi im Tone innigsten Mitge-
fühls, „wer könnte so etwas über's Herz
bringen?“

Der Doktor fuhr beim Anblick der
Karte, die Edda mit bebender Hand
aus dem Couvert zog, zurück, als habe
er einen Schlag in's Gesicht erhalten.
„Diese Karte“, rief er unzusammen-
hängend, „wie ist es möglich — nein,
ich muß irren — es kann ja nicht
sein.“

„Nicht wahr, man sollte es nicht für
möglich halten, daß die beste Freundin
so falsch, so hinterlistig!“
„Aber um Gotteswillen, wen halten
Sie denn für die Abfängerin?“

„Was anders als Mini Stein.“
„Was immer so neidisch auf mich, Haupt-
sächlich weil — nun, weil — Edda
hämpte sich einen schweren Kampf
mit ihrer mädchenhaften Schüchtern-
heit, endlich stammelte sie mit gesten-
ten Wimpern: „Nun, warum sollte
ich es Ihnen nicht gestehen, Sie wis-
sen ja, wie harmlos ich unsern Ver-
kehr auffasse, aber die kleine, unbebe-
dende Person war immer außer sich
vor Wut, wenn Sie einmal mehr
mit mir getanz hatten als mit ihr,
behalb —“

„Aber, mein Fräulein“, rief Bernarbi
in einem Tone, wie Edda ihn noch nie
von ihm gehört hatte, „wie ist es
möglich, daß Sie Ihre bei alledem
besten Freundin solche Infamie zu-
trauen!“

„Es ist ihre Handchrift“, ent-
schuldigete Edda sich unvorsichtig.
„Wirklich?“ bemerkte ihr Erbeun-
deter ironisch, „wenn Sie sich da nur
nicht irren. Ich meinerseits möchte da-
rauf schwören, daß Fräulein Stein ein-
er solchen niedrigen Handlung durchaus
unfähig ist.“

„Prost Neujahr, lieber Doktor!“
erscholl in diesem Augenblicke die Stim-
me des Justizraths, der mit seiner be-
stern Hälfte durch die Porthüre des Re-
begemachs eintrat. Edda warf dem
Eternpaar, das eine equidante Siefle
gehalten und nun die Absicht zu ha-
ben schien, die ganze Welt mit Wohl-
wollen zu umfassen, einen vernichtenden
Blick zu. Was brauchten sie in die-
sem Augenblicke auf der Wilschläge zu
erschienen.

„Aber nun rath eine Tasse Thee,
liebes Eddchen“, mahnte die Justizrath-
thin, „es ist bitterlich; unter guter
Doktor hat wohl auch schon einige
Schnaps.“

„Dante, bante, meine gnädige
Freundin“, lehnte „unser guter Doktor“,
der merkwürdig bleich geworden war,
die Liebesswürdigkeit der Hausfrau
ab. „Nun ich Ihnen meine ergebene
Glückwünsche ausspreche, muß ich
mich gleichzeitig empfehlen, da ich mich
schon zu lange bei Ihrer Fräulein
Tochter aufgehalten habe und nun noch
tatsch einige durchaus nothwendige Be-
schäfte erledigen muß.“

Mit diesen Worten trat er einen fast
brüsten Rückzug an, ohne auch den
Versuch zu machen, Eddas arme
Fingerringen zum Abschied zu drücken.
Verwundert und geärgert blühte sie
ihm nach.

„Was hat denn der alberne Mensch?“
war ihr Gedankengang, indem sie an